Die Rachitis oder englische Krankheit.

Von Dr. med. H. L. Balber.

Dr. Glisson, ein englischer Arzt, hat die erste wissenschaftliche Abhandlung über die Rachitis geschrieben („De rachitide sive morbo puerile tractatus." Lugd. Batav. 1650.) Seither führt sie auch den Namen englische Krankheit, obwohl man sie in England nicht häufiger findet als bei uns und in anderen kultivierten Ländern. Dagegen sucht man vergeblich nach Spuren von Rachitis bei den wilden Völkern und in den Tropen.

Die Rachitis ist als eine allgemeine Ernährungsstörung des frühesten Kindesalters anzusprechen. Es treten schon in den ersten Lebensmonaten Hemmungen im Knochenwachstum auf. Das sich entwickelnde Knochengewebe verknöchert nur mangelhaft, es bleibt schwach und weich.

Die eigentliche Ursache der Rachitis hat man noch nicht aufgedeckt. Die Meinung, daß sie eine Infektionskrankheit sein könne, gilt als widerlegt. Im allgemeinen aber kann man annehmen, daß eine unzweckmäßige, an Nährsalzen arme Ernährung und ungünstige äußere Verhältnisse (vernachlässigte Hautpflege, feuchte, dunkle Wohnungen usw.) neben einer gewissen erblichen Anlage (schwächende Krankheiten der Eltern) den Boden für die englische Krankheit ebnen und vorbereiten.

Auf Grund langjähriger Forschungen kommt der Berliner Pathologe Professor v. Hansemann zu der Anschauung, daß die Rachitis sich bei den Menschen in ähnlicher Weise entwickle, wie bei den Tieren unserer zoologischen Gärten, nämlich, daß sie vor allem auf Mangel an frischer Luft und freier Bewegung zurückzuführen sei. Darum neigen auch am meisten die Kinder zur Rachitis, die in der feuchten kalten Jahreszeit geboren werden, weil diese Herbst- und Winterbabys monatelang gar nicht an die frische Luft kommen, sondern chirurgisch eingewickelt auf luftundurchlässigen Pfühlen in oft überheizten, mehr oder minder schlecht ventilierten Stuben ihre Säuglingszeit durchmachen.

Gewöhnlich beginnt die englische Krankheit zur Zeit des ersten Zahndurchbruches, also innerhalb des 7. bis 30. Lebensmonates. Mitunter beobachtet man schon in den ersten Lebenstagen eine ungewöhnliche Weichheit der Knochen besonders des Schädels. Nach dem 3. Lebensjahre wird das Leiden seltener. Eine angeborene (kongenitale) Rachitis aber gibt es nicht. Was von rachitischen Eltern vererbt wird, ist bloß die Anlage oder Disposition.

Sehr selten setzt die englische Krankheit akut ein mit Fieber, schmerzhaften Knorpelanschwellungen usw., sondern tritt in der Regel langsam und schleichend unter mannigfachen Zeichen auf den Plan. Die Kinder sind unlustig, schlafen unruhig, reiben den Kopf auf der Unterlage und laborieren häufig an Magen- und Darmkatarrhen. Sie sind meist gut ernährt, oft sogar fett, fallen jedoch durch allgemeine Blässe auf. Auch das Auftreten von Stimmritzenkrampf und anderen Formen allgemeiner Konvulsionen gilt als ein sicheres Zeichen der beginnenden Rachitis und deutet auf eine Wasseransammlung in den Hirnhöhlen hin.

Die Folgen der gestörten Kalkablagerungsverhältnisse und Knochenbildung zeigen sich überhaupt zum ersten am Schädel. Er ist im Verhältnis zum Gesicht sehr groß, meist viereckig, und die Stirn- und Scheitelhöcker springen vor. Die Knochennähte und Schädellöcher (Fontanellen) bleiben oft bis zum vierten Jahre offen und sind an den Rändern weich und nachgiebig.

Allmählich ergreift die Erkrankung auch den Brustkorb, die Wirbelsäule, das Becken und die Gliedmaßen. Das Brustbein wölbt sich kahnförmig vor, es entsteht die sogenannte Hühnerbrust (pectus carinatum), und an den Knochenknorpel-Ansätzen der Rippen bilden sich knotenartige Auftreibungen, der rachitische Rosenkranz. Auch an der Wirbelsäule können starke Verkrümmungen nach hinten (Kyphose) oder seitlich (Skoliose) entstehen.

In anderen Fällen lokalisiert sich der rachitische Prozeß vorzugsweise an den oberen und unteren Gliedmaßen. Die Endteile der Röhrenknochen werden dick, plump und krumm. So bilden sich die berüchtigten O- oder Säbelbeine und die X- oder Bäckerbeine. Die unteren Enden der Unterarmknochen schwellen oft so unförmig an, daß man von „doppelten Gliedern" spricht.

Die englische Krankheit ist kein Würgengel, wie z. B. die Diphtherie. Die Lebenschancen der kleinen Patienten stehen gut und für sich nicht so schlecht. Die Krankheit erstreckt sich wohl über mehrere Monate oder Jahre, kann aber vollständig ausheilen. Indes sind das nur die leichten Fälle, wo eine geringe persönliche Anlage vorliegt, oder wo besonders günstige Lebensumstände alle Heilpotenzen ins Treffen führen.

Andererseits jedoch bedrohen nebenhergehende Krankheiten schwer das Leben rachitischer Kinder. Insonderheit sind es Lungenentzündung, Magen-, Darmkatarrhe, Masern, Keuchhusten, Scharlach und in den späteren Jahren die Lungenschwindsucht.

Auch die rachitischen Verkrümmungen der Gliedmaßen schädigen die betreffenden Individuen schwer in ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit und in ihrem Fortkommen. Der rachitische Plattfuß, der sich gewöhnlich erst im 20. bis 30. Lebensjahre ausbildet, ist therapeutisch wenig zugänglich, und selbst die energischste orthopädische Behandlung kann an ihm nur wenig ändern und bessern.

Nicht dringend genug kann daher allen Eltern ans Herz gelegt werden, auf die erwähnten Frühsymptome zu achten und rechtzeitig ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Denn die Rachitis ist wirklich keine harmlose Kinderkrankheit.

Die beste Art der Heilung aber bleibt immer die Vorbeuge, und die sicherste Vorbeuge ist die Mutterbrust. Weder Nervosität noch Blutarmut sollen eine Mutter davon abhalten, ihr Kind zu stillen. Im Gegenteil, viele Frauen wären überhaupt nicht nervös und blutarm, wollten sie die poetischste und hehrste von allen Pflichten ausüben. Professor Heubner, der Direktor der Berliner Charité-Kinder-Klinik, hat diese menschlich-schönen Worte gesprochen.

Ist jedoch die Milchabsonderung gering, so soll man die ausschließlich künstliche Ernährung dadurch umgehen, daß man neben der unzureichenden Muttermilch noch Kuhmilch reicht.

Wenn aber Kuhmilch gegeben werden muß, so achte man auf peinlichste Sauberkeit und sorge dafür, daß die Milch keimfrei ist. Das erreicht man am besten durch Pasteurisieren, d. h. durch kurzes Erhitzen bis auf 60 oder 70 Grad Celsius — mit darauffolgender Abkühlung und Aufbewahrung in einem gut schließenden Topf an einem kühlen Orte.

In der ersten Lebenswoche reiche man die Tiermilch in der Verdünnung von 1:2 Wasser oder dünnem Haferschleim. Von dieser Mischung werden zu jeder Mahlzeit (fünf genügen in 24 Stunden) 100 ccm zurechtgemacht und mit einem Teelöffel Milchzucker versetzt. Im zweiten Monat steigere man die Milchmenge auf die Hälfte, im vierten auf zwei Drittel, und im fünften Monate versetze man die unverdünnte Milch mit Weizen-, Hafer- oder Maismehlabkochungen. Vom sechsten oder siebenten Monat an sind Zwischenmahlzeiten angezeigt: Obstbrei, Spinat, durch das Sieb gerührte Karotten usw., davon einige Teelöffel. Später können eine oder zwei Mahlzeiten durch Suppe mit Gemüse ersetzt werden.

Da der Rachitis nicht selten Verdauungsstörungen vorangehen, so erwächst die Aufgabe, bei Säuglingen jeden Magen- und Darmkatarrh sofort durch geeignete Maßnahmen zu behandeln bezw. den Arzt rufen zu lassen. Die Milchnahrung ist durch eine schleimige Abkochung oder durch Wasserdünnung zu ersetzen. Um den Leib lege man eine in 20—24 Grad Celsius Wasser getauchte, gut ausgewundene Windel, eine Flanellbinde darüber. Nach 1 oder 2 Stunden (das schlafende Kleinchen störe man nicht) folgt eine laue Abwaschung.

Das andere, äußerst wichtige Vorbeugungsmittel heißt: Luft und Licht. Man schnüre das Baby nicht wie ein Bündel Heu ein, sondern lasse den kleinen Armen und Beinen das natürliche Recht, sich zu rühren, und gönne ihm täglich in seinem Bettchen bei 20 bis 24 Grad Celsius Zimmertemperatur ein Luftbad von 5 bis 10, bis 15 Minuten. Dabei streiche man leicht die nackten Arme und Beine. Den Abschluß bilde das übliche Bad von 30 bis 32 Grad Celsius. Man bade das Kind nur so lange, als zur völligen Reinigung erforderlich ist, und beende das Bad mit einer 22 Grad Celsius Uebergießung.

Auch im Beginne oder bei schon aufgetretener Rachitis kommen Licht-, Luft- und Wasserbäder, von den letzteren besonders Sol- und aromatische Bäder, wesentlich in Betracht. Man lasse die kranken Kinder viel in Licht und Luft auf harten Matratzen (den Hinterkopf auf einem Ring) liegen und achte darauf, daß sie nicht zu früh Gehversuche machen, um stärkeren Verkrümmungen vorzubeugen. Aelteren Kindern sind reichlich Obstsäfte, Mus und Gemüsebrei zu reichen, die dem Blut und den Geweben die notwendigen Nährsalze zuführen.

Verschluckte Fischgräten.

Wieviel Angst haben die Mütter, wenn ein Fisch auf den Tisch kommt, daß nicht eine Gräte mitverschluckt werde und Unheil anstifte. Fast wird vielen Menschen durch die Furcht vor den Gräten der Genuß am schmackhaftesten Fisch verleidet! Und dies mit Unrecht. Es ist nicht so arg. Es dürfte unsere Leser wohl lebhaft interessieren, was ein Chirurg in der Dezember-Nummer der Wiener populär-medizinischen Monatsschrift „Die Medizin für Alle" über das Schicksal der verschluckten Gräten plaudert. Er schreibt:

Das Schicksal der beim Fischessen verschluckten Gräten ist verschieden. In der Regel bleiben sie in den oberen Verdauungswegen, am Gaumen, in den Mandeln oder im Rachen stecken und erzeugen das sogenannte Fremdkörpergefühl, ein starkes Würgen oder — namentlich wenn die Gräte am Kehlkopfeingang stecken geblieben ist — einen heftigen Hustenreiz; solche oben steckengebliebenen Gräten kann der Arzt leicht mittelst einer Kornzange entfernen, sei es bei direktem Licht oder unter Zuhilfenahme des Kehlkopfspiegels.

Wenn die Gräte aber verschluckt wird und in der Speiseröhre stecken bleibt, was allerdings viel seltener vorkommt, weil die Gräten wegen ihrer Spitzen eben gewöhnlich oben hängen bleiben, dann stört sie beim Schlucken und macht Schmerzen und man muß versuchen, durch Genuß von Erdäpfelpüree, Sauerkraut und Semmelschmolle den haftenden Fremdkörper in den Magen zu schieben, was aber nicht leicht gelingt. Es muß vielmehr auch hier an die mechanische Entfernung gedacht werden. Früher benutzte der Arzt hierzu den Finger, dann wurde ein eigenes Instrument konstruiert, der Grätenfänger, der als Hauptbestandteil ein an einem langen elastischen Stabe angebrachtes Borstenbündel darstellt, das mit dem Stabe in gestrecktem Zustande in die Speiseröhre eingeführt wird, das aber beim Zurückziehen des Fängers auseinandergedrängt wird und dabei die Gräte in sich aufnimmt. Heute wird die Entfernung mittelst des Oesophagoskops vorgenommen, das ist durch Einführung eines Rohres in die Speiseröhre des Narkotisierten, wobei der Fremdkörper direkt gesehen wird und direkt mittelst einer eignen langen und schmalen Pinzette entfernt werden kann. Das ist eine viel schonendere Methode als das Heraufholen mit dem Grätenfänger, weil beim Rückpassieren der Gräte neuerdings Verletzungen entstehen können. Auf dem Lande, wo ja für solche unliebsame Zufälle kein Oesophagoskop und kein Spital zur Verfügung steht, braucht man auch nicht gleich zu erschrecken. Ein bis zwei Tage kann man immer versuchen, durch oben angeführte Mittel Abhilfe zu verschaffen. Wenn vergebens, so heißt es eben, an eine Klinik oder in ein größeres Krankenhaus zu fahren, und zum Glück kommt es bei dieser Verletzung auf zwei und drei Tage nicht an.

Ist aber die Gräte gar verschluckt worden und ohne Anstand in den Magen gelangt, dann ist der weitere Verlauf der Verletzung ziemlich einfach. Man ißt wieder Pürree und Semmelschmolle, damit der spitze Körper eingehüllt wird und den Darm nicht verletzt — darum darf man auch kein Abführmittel nehmen — und man wartet, bis die Gräte von selbst langsam den Darm passiert. Manchmal bleibt sie dann noch am Ausgang des Darmes in einer Afterfalte stecken, von wo sie dann aber leicht mittelst Fingers oder Zange entfernt wird. Zu einer nennenswerten Bauchoperation kommt es wegen einer verschluckten Gräte wohl niemals.

Noch ist aber ein Umstand besonders zu beachten, wenn man ihn nicht kennt. Wenn nämlich eine Gräte verschluckt wird, so wird noch ein paar Tage lang die kleine Verletzung im Rachen verspürt, und diese erzeugt auch noch nach der Entfernung des Fremdkörpers ein Gefühl, als ob er noch drin stecken würde.

Winke für die Küche.

Warum soll man den Herd nie überhitzen? Weil die verschiedenen Materialien, die auf dem Herde stehen, immer nur bei einer bestimmten Temperatur, die 100 Grad C. nicht übersteigt, sieden. Das Ueberhitzen des Herdes ist nur Verschwendung der Kohle, hat aber für das schnelle Kochen keinen Wert. Deshalb soll man immer darauf sehen, daß ein gutes Feuer im Herde ist, aber nicht übermäßig viel Kohle hineingeben.

Warum soll man einen Ziegelstein anwärmen und in das Rohr geben? Wenn man einen warmen Ziegelstein ins Rohr gibt und ein Gefäß mit einer heißen Speise daraufstellt, die Röhre des ungeheizten Ofens zuschließt, so kann man die Speise viele Stunden warmhalten, da der Ziegelstein nur langsam auskühlt und die Wärme dadurch lange Zeit anhält.

Warum wird Butter leicht ranzig? In der Butter können leicht Zersetzungsvorgänge stattfinden, da Butter ein Fett ist, das aus Fettsäure und Glyzerin besteht. Das Ranzigwerden der Butter kann möglichst hintangehalten werden, wenn man die Butter von aller Flüssigkeit, die sie enthält, befreit, sie mit etwas Salz konserviert, sie vor Licht- und Luftzutritt schützt und möglichst in der Kälte stehen läßt.

Kann ranzige Butter wieder verwendet werden? Ja, sie kann verwendet werden, indem man durch die Hitze die Buttersäure zerstört. Diese Butter kann dann ohne weiteres zum Braten und Backen verwendet werden, da die hohe Temperatur alle schlecht schmeckenden Stoffe abtötet.

Warum treibt man für Torten die Butter ab? Die Butterteilchen sollen auseinandergetrieben werden und eine enge Verbindung mit den anderen Ingredienzien, die in die Mehlspeise kommen, hergestellt werden. Wenn man aber die Butter, um sich die Mühe des Abtreibens zu ersparen, erhitzt, um sie weicher zu machen, so geht selbstverständlich der kostbare Stoff, der eben den frischen Buttergeschmack gibt, die Buttersäure, verloren und man kann es sich ersparen, die teure Butter zu kaufen, sondern kann gleich Rindsschmalz zum Abtreiben verwenden.

Reis-Kranz. 4 ein Sechstel Unze Reis wird verlesen und gewaschen, in siedendes Wasser getan und ¼ Stunde kochen lassen, dann siedende Milch daran, eine Prise Salz und ihn so lange kochen, bis er recht dick und sehr weich ist. Nun kommt er in eine Schüssel und wird tüchtig verrührt. Unterdessen hat man das Innere von zwei Brötchen in Milch geweicht und gibt es wohl ausgedrückt zum Reis nebst 3 ein Drittel Unzen gestoßenen Zucker, einer Prise Zimmt und 5—6 Eiern, eins nach dem andern tüchtig dazu gerührt. Alsdann wird eine Form mit Butter bestrichen, die Masse hineingetan und im Ofen bei guter Hitze gebacken.

Italienische Reissuppe. Grüne Erbsen, wenn auch nicht mehr jung und zart, werden in dem zur Suppe nötigen Wasser weich gekocht, durch ein Sieb gedrückt und die Brühe samt dem Erbsbrei mit in Wasser und Butter weichgekochtem Reis vermischt, nochmals aufkochen lassen und über geröstete Brotwürfel angerichtet.

Irgendwo . . .

Von G. Seiffert.

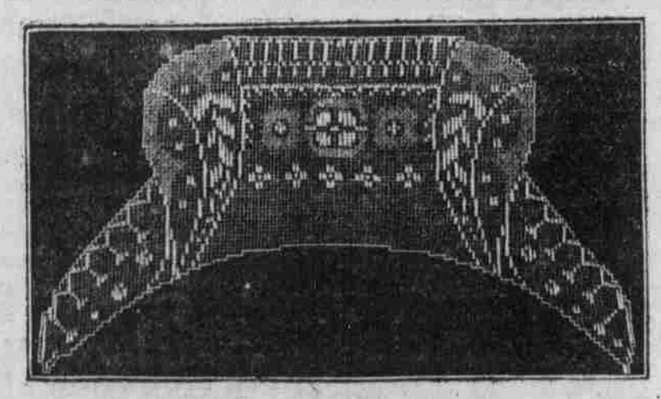
Irgendwo
Auf Polens Feld
Ein Holzkreuz mit Tafel
„Hier ruht ein Held."

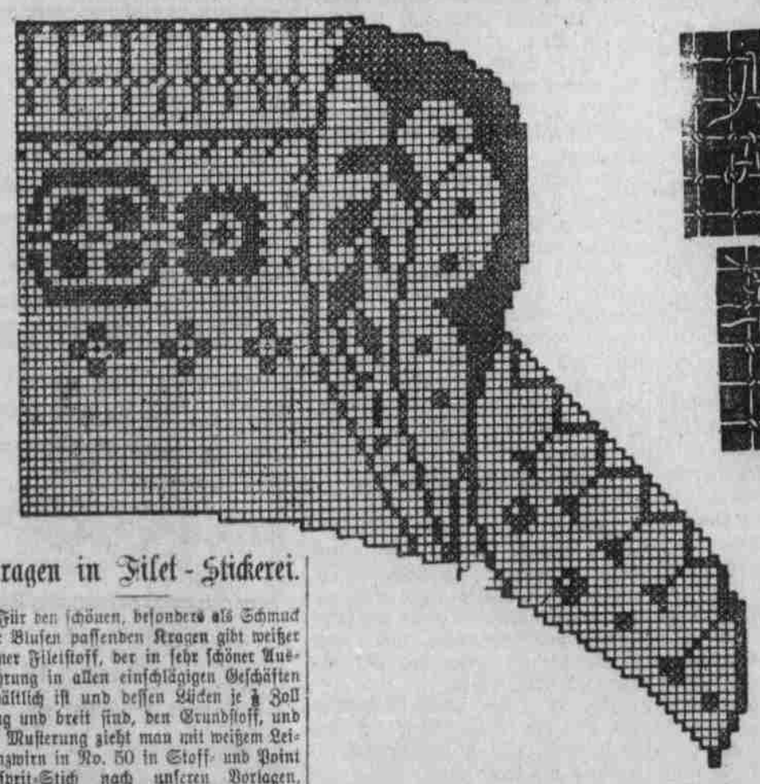
Irgendwo
In Trauer vereint
Eine alte Mutter,
Die um den weint.

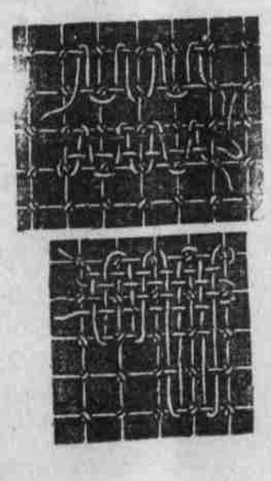
Ein trostloses Mädel
Mit blondem Haar,
Dessen einziges Glück
Der im Grabe war ...

Ein Hügel, ein Holzkreuz,
Schmucklos und roh —
Noch der Tau darauf: Tränen,
Geweint ... irgendwo ...

Neues in Stickerei-Vorlagen







Kragen in Filet-Stickerei.

Für den schönen, besonders als Schmuck für Blusen passenden Kragen gibt weißer feiner Filetstoff, der in sehr schöner Ausführung in allen einschlägigen Geschäften erhältlich ist und dessen Lücken je ¾ Zoll lang und breit sind, den Grundstoff, und die Musterung zieht man mit weißem Leinenzwirn in No. 50 in Stoff- und Point d'esprit-Stich nach unseren Vorlagen, samt der Stichangabe ein. Eine Type umfaßt eine Lücke, für den Stoffstich wird jede Lücke in wag- und senkrechter Richtung je zweimal durchzogen. Die äußere Kante des Kragens wird geschlungen und dann schneidet man den überstehenden Filetstoff mit scharfer Scheere weg. Die Mitte des Kragens ist in der Vorlage durch eine stärkere Linie markiert.

Der Füsilierung entgangen.

Ein mexikanisches Abenteuer.

Ich lernte ihn in San Francisco kennen. Den ehemaligen blauen Husarenoffizier, den das Schicksal in die holländische Fremdenlegion verschlagen hatte und der nach seiner Entlassung nach vielen Irrfahrten in der kalifornischen Handelsmetropole gelandet war, wo er in einer Tintenfabrik Beschäftigung fand.

Er war ein lieber, guter Kerl. Nur manchmal, wenn er seinen Tropenkoller bekam, d. h. dem schweren kalifornischen Wein mehr als zuträglich zugesprochen hatte, wurde er rabiat. An einem solchen Tage geriet er mit seinem Chef in Streit und warf ihm den Tintenkrempel kurzerhand vor die Füße, worauf er ein unstätiges Wanderleben begann.

In Mexiko traf ich ihn nach einigen Jahren als Schürfer wieder, und wir blieben später im Briefwechsel.

Als ich nach Deutschland zurückgekehrt war, wurden seine brieflichen Mitteilungen seltener. Aber eines Tages schrieb er mir, daß er sich in die mexikanischen Revolutionswirren gestürzt habe. Dann hörte jede Nachricht von ihm auf, bis mir vor ungefähr einem Jahre von einem seiner Freunde mitgeteilt wurde, daß er Anfang 1912 als Spion in Mexiko erschossen worden sei.

Um so größer war meine Ueberraschung, als ich kürzlich einen Brief von ihm mit der Nachricht erhielt, er — lebe.

Allerdings war er zum Tode verurteilt worden, aber wie es ihm gelungen ist, dem über ihn verhängten Todesurteil zu entgehen, geht aus seinem Brief hervor.

Er schreibt: „Als im Jahre 1912 der Rummel in Mexiko losging, und General Pasqual Orozco, früherer höchstkommandierender Insurgentenführer unter Madero, gegen diesen zu rebellieren begann, begab ich mich an die Grenze, um zu sehen, wie die Sachen wohl stünden. Als ich, über die Plaza in El Paso schlendernd, einen Alligator betrachtete, der dort in dem Bassin eines Brunnens als Einsiedler hauste, trat ein Mexikaner auf mich zu, um mir, nach einem höflichen „Buenos dias, Senor", einen engbeschriebenen Fetzen Papier zu zeigen. Nach vieler Mühe entzifferte ich, daß der Inhaber des Zettels eine 16jährige Tochter habe, die er in einem amerikanischen Hause als „Stütze der Hausfrau" unterbringen wollte, weil er nicht imstande sei, sie zu ernähren. Da er des Englischen nicht mächtig war, bat er mich, seinen Wunsch gefühlvoll auf einen möglichst reinen Briefbogen in englischer Sprache niederzuschreiben. Ich hieß den Mexikaner warten, begab mich in eines der Hotels und übersetzte den Bettelbrief.

Auf meinem Rückweg zur Plaza traf ich General Salinas, den ich von Mexikali her kannte. Ich bat ihn, seinem Landsmanne, der auf mich gewartet hatte, das Geschriebene in Spanisch zu übersetzen. Der Mann war höchst beglückt, als er vernahm, was ich geschrieben hatte, und stattete in überschwenglichen Worten seinen Dank ab.

Zwei Tage später ging ich über die Brücke des Rio Grande nach Juarez, um mir dort einen Stierkampf anzusehen. Dieser verlief recht aufregend, im ganzen wurden an dem Nachmittage fünf Stiere getötet.

Während ich mich anschickte, die Arena zu verlassen, berührte mich jemand in der Schulter und bemerkte, daß General Antonio Rojas mich zu sehen wünsche. Sofort wurde mir klar, daß ich als Spion verdächtigt worden sei. Zu fliehen war für mich unmöglich. Ich wäre auf der Stelle von einer Kugel niedergestreckt worden. Was sollte ich tun? Unwillkürlich fielen meine Blicke auf den Revolver, den der mir zunächst stehende Mexikaner im Gürtel trug. Der Mann schien zu ahnen, was mir durch den Kopf ging, denn auf sein Geheiß packte mich der Bote Rojas' am Arm und erklärte mich für seinen Gefangenen. Mehrere Amerikaner, die den Vorfall mitangesehen hatten, machten schleunigst, daß sie davonkamen. Man führte mich in eine alte Lehmhütte, und das letzte, was ich hörte: „Manana (morgen) wirst du erschossen."

Anfangs nahm ich die Sache nicht allzu tragisch, zumal ich beweisen konnte, daß ich früher selbst an der Seite der Rebellen gefochten hatte. Doch da fiel mir ein, daß ich unglücklicherweise Schriftstücke der mexikanischen Regierung in der Tasche trug, genügendes Beweismaterial, um mich schuldig zu sprechen.

Drei Mann wurden mit meiner Bewachung betraut — zwei davon waren Yaqui-Indianer. Meine Taschen wurden zwar nicht untersucht, aber man hatte mir die Hände gebunden, so daß ich die Briefe nicht vernichten konnte. Trotz alledem schlief ich die ganze Nacht und wurde erst gegen 9 Uhr früh munter. Nachdem man mir das landesübliche Frühstück vorgesetzt hatte, wurde ich unter starker Bewachung vor das Kriegsgericht geführt. General Rojas führte den Vorsitz. Einen Verteidiger gab man mir nicht.

Ich stand aufrecht und verlangte, daß man die Fesseln von meinen Händen lösen solle. Mein Verlangen wurde sofort gewährt. Rojas selbst leerte meine Taschen und las die Briefe.

„Du bist ein Freund der Regierung?" fragte er.

„Das ist meine Sache, wessen Freund ich bin," entgegnete ich.

„Warst du früher auf unserer Seite?"

„Si Senor, in Nieder-Kalifornien. Wir kämpften, um euch wieder in den Besitz eures Landes zu bringen. Wir wurden jedoch von Maderos Armee am 22. Juni 1911 nahe Tia Juana geschlagen."

„Warst du dort im Gefecht?"

„Jawohl, ich kommandierte Korporalschaft B, dieselbe Korporalschaft, die Tia Juana am 9. Mai 1911 einnahm."

„Wieviel „Revoltosos" waret ihr am 22. Juni?"

„Ungefähr 1115 Mann, unter dem Kommando des Generals Jack Mosby, Enkel des bekannten Freischärlers Mosby aus dem nordamerikanischen Bürgerkrieg. Unsere Gegner waren mehrere tausend Mann stark, hatten außerdem Artillerie. Wir hielten uns länger als sieben Stunden und schossen wiederholt die Bemannung der Schnellfeuergeschütze ab, doch die Uebermacht war zu groß, und schließlich mußte Mosby zum Rückzug blasen lassen. Ich selbst wurde von dem Gros abgeschnitten und irrte zwei Wochen lang in der Einöde umher, bis ich an den Ozean kam. Dann ging ich nach San Diego."

„Und jetzt bist du wieder auf amerikanischem Boden, um uns auszukundschaften?"

„Dem ist nicht so, General, wie aus den Briefen, die Sie gelesen haben, leicht bewiesen werden kann."

Ohne weiter auf den Gegenstand einzugehen, frag' der Genral: „Du warst aber in der Schlacht in der Nähe der Hazienda jenes Gringos Le Little, vier Meilen südlich von Mexicali?"

„Jawohl."

„In der Nacht vorher wurdest du doch von den Leuten des Obersten Mayol auf einem Patrouillenritt gefangen genommen? Wie kamst du denn frei?"

„Ich gab meinen Wachen den guten Rat, zu desertieren, und versprach ihnen 25 Pesos. Sie willigten mit Freuden ein, zumal die Gelegenheit günstig war, und wir nahmen noch sechs Mauser-Karabiner nebst der Munition in Kauf."

„Caramba! Das hast du gut gemacht, Mayol war Porfirio Diaz' Freund, hol' ihn der Teufel. Und eine Woche nach dem Gefecht hast du einen Mexikaner erschossen."

„Er war ein Spion. Ich hatte damals Wachtdienst. Er wollte ins Lager schleichen, ich erspähte ihn und rief ihn an. Anstatt stehenzubleiben, warf er sich aufs Pferd und wollte davon. Ich gab Feuer, und er fiel. Das hatte lediglich meine Pistole getan. Doch, General, woher ist Ihnen das alles bekannt?"

„Von Timotao Aguila, deinem Freunde. Erinnerst du dich seiner? Ich nahm ihm den Patronengürtel ab, als er in einem Gefecht durch beide Schultern geschossen wurde. Er erzählte mir auch von dem Duell, daß du mit Kapitän Lopez auf eurem Wege über dem Picacho-Paß hattest. Lopez ist tot, und du bist noch am Leben."

„Es tut mir leid, doch es war Lopez' eigene Schuld. Er hatte mich beleidigt, und den Zweikampf mußte ich gegen meinen Willen auskämpfen."

Nach kurzer, geheimer Beratung mit seinen Offizieren erhob sich der General von seinem Sitz, kam auf mich zu und sagte: „Du hast eine Gelegenheit, dich zu retten. Entschließe dich, auf unserer Seite zu kämpfen, dann geben wir dir, in Anbetracht deiner früheren Verdienste um unsere Sache, ein Kommando. Willst du nicht, wirst du morgen vor Sonnenaufgang erschossen."

„Vielen Dank, General," erwiderte ich, „es ist mir jedoch augenblicklich unmöglich, Ihr mich ehrendes Anerbieten anzunehmen. Vielleicht findet sich sehr bald eine Gelegenheit.."

Weiter kam ich nicht. Mit einem Fluch unterbrach mich der General und ließ mich abführen. Manana! Vor Sonnenaufgang am nächsten Tage sollte das Strafgericht an mir vollzogen werden. Mein Schicksal schien besiegelt. Und doch hätte mich ein Wort retten können. Doch das Wort hatte ich aus bestimmten Gründen nicht sprechen können.

Ich wurde wieder gefesselt, und die Wachen führten mich nach meiner Lehmhütte zurück. Um 6 Uhr abends — man hatte mir reichlich zu essen gegeben — wurden die Posten gewechselt. Ich war müde und streckte mich am Boden hin, um noch einmal der Ruhe zu pflegen. Das laute Sprechen der neuen Wache ließ mich jedoch nicht schlafen. Die Bande war offenbar stark bezecht. Ein die Wache revidierender Leutnant steckte den Kopf in die Hütte, stieß ein paarmal mit seinen Füßen nach mir und nannte mich einen verdammten „Gringo". Dann entfernte er sich, wahrscheinlich mußte er noch andere Posten revidieren. Ich schlief endlich ein.

Wie lange ich geschlafen habe, weiß ich nicht. Es war noch recht dunkel, als ich durch lautes Fluchen aus dem Schlaf geweckt wurde. Jemand war in die Hütte gekommen und war in der Dunkelheit über einen am Boden liegenden Gegenstand gestolpert. Der Fremde machte Licht. Er trug die Uniform eines Offiziers, offenbar der Leutnant der Wache. Als er mir das Licht ins Gesicht hielt, entfuhr uns beiden ein „Ah!"

„Senor," rief der Leutnant, „Sie sind's, der zum Tode verurteilt wurde? Vor Sonnenaufgang soll das Urteil vollstreckt werden. Ich soll bei der Exekution kommandieren."

Es war der Mexikaner, dessen Bekanntschaft ich auf der Plaza in El Paso gemacht, der Vater der Senorita, für den ich den Bettelbrief geschrieben hatte.

„Sie wurden, weil Sie ein Spion sind, zum Tode verurteilt," fuhr mein alter Bekannter fort.

„Aber ich bin ja kein Spion," entgegnete ich, „die Neugier hat mich nach Juarez gebracht."

„Das mag schon so fein, aber, so leid es mir tut, Sie sind verloren."

Er ging.

Während ich schlaflos dalag, hörte ich den Schritt der Wachen, sonst war alles still. Eine Stunde mochte vergangen sein, als mein Leutnant wieder in die Hütte trat und sich neben mir am Boden niederließ. Nach einer Pause sagte er in leisem Tone:

„Meine kleine Tochter ist gut versorgt, der Brief, den du geschrieben hast, hat ihr ein Heim verschafft."

„Das freut mich aufrichtig."

„Teufel auch," brummte der Leutnant, um mich dann fast wütend anzufahren: „Warum bist du eigentlich jetzt ein Gegner der Revolution?"

Ich schwieg.

„Meine kleine Senorita hat mir gesagt, daß sie dich sehen möchte, um dir für deine Freundlichkeit zu danken."

„Das ist nun zu spät," warf ich ein, „in wenigen Stunden ist alles vorüber. Du hast es ja selbst gesagt."

„Nein doch, nein! Du sollst nicht ermordet werden. Ich will dich retten, wenn du meine Hilfe annimmst."

„Selbstverständlich," sagte ich, „es wäre ja Selbstmord, die Hilfe abzuweisen!"

„Gut. Hör' zu. Ich entferne den Posten auf kurze Zeit, inzwischen schleichst du ins Freie. Der Rio Grande ist nicht weit, im Falle du schwimmen kannst, bist du gerettet."

Rasch waren meine Handfesseln durchschnitten, und der Mexikaner verließ die Hütte. Bald darauf folgte ich ihm ins Freie. Er zeigte mir einen Weg, der unbewacht war. Ein kurzer Händedruck, und ich hatte mich von ihm verabschiedet. In fünfzehn Minuten war ich am Ufer des Flusses; der Anblick des elektrischen Lichtes von El Paso verlieh mir ein Gefühl der Sicherheit. Vorsichtig wählte ich in der Nähe der Brücke eine Stelle, um den Fluß zu durchschwimmen. Auf der anderen Seite waren Mannschaften der amerikanischen Grenzpatrouille bemerkbar.

Da ertönte es an mein Ohr: „Quien vive?" (Wer da?) Ich sprang ins Wasser. Keinen Augenblick zu früh. Denn schon pfiff eine Kugel über mich hin, der noch mehrere folgten. Dann hörte ich Rufe, doch bald war ich außer Gefahr. Ich schwamm bis zur Mitte der Brücke, ruhte dann etwas aus und kletterte schließlich an dem Gerüst in die Höhe, um meinen Weg auf der Brücke zu Fuß fortzusetzen. Am Zollhaus wurde ich von den amerikanischen Soldaten angehalten und nach kurzer Erklärung entlassen. Am Nachmittag desselben Tages traf ich auf der Plaza von El Paso den Leutnant der Wache mit seiner schönen Tochter. Er war kurz nach meiner Flucht desertiert. Er sagte mir, daß er sich in wenigen Tagen den Revolutionären weiter südlich von Chihuahua wieder anschließen werde, in einer Gegend, in der man ihn nicht kannte."

* * *

Der Brief meines alten Freundes kam aus San Antonio in Texas. Der Schlußpassus: „Das nächste Mal ein Schreiben aus Mexiko", läßt mich vermuten, daß er wieder auf der einen oder der anderen Seite im „Lande des umgekehrten Füllhorns" kämpfen wird.

— In die Falle gegangen. Ein Herr ist damit beschäftigt, an seinen Freund einen Brief zu schreiben, in dem er Auskunft über einen gerade neben ihm Sitzenden gibt. Er bemerkt dabei, daß dieser in seinen Brief hineinschielt, und schreibt daher: „Ich hätte Ihnen noch Einiges mehr mitgeteilt, wenn nicht so ein unverschämter Kerl neben mir säße, der immerfort mitliest, was ich schreibe."

„Aber erlauben Sie, Herr Doktor," ruft der, dem dieser Satz gilt, empört, „ich denke gar nicht daran, mitzulesen oder überhaupt in Ihren Brief zu sehen!"

— Beim Kaufmann. „Die Sicherheitszündhölzer, die Sie mir neulich verkauft haben, brennen überhaupt nicht."

„Darin liegt ja eben die Sicherheit."